

Zimmer 711

„Lebe jeden Tag so, als wäre es der letzte.“

„Ich wünsche mir für das neue Jahr Gesundheit!“

Noch nie in meinem Leben habe ich diese zwei Sätze mich solcher Ernsthaftigkeit und Überzeugung gesagt. Heute ist der 31.12.2007. In wenigen Minuten beginnt das Jahr 2008. Ich kann es kaum erwarten. Will endlich das Jahr 2007 hinter mir lassen. Würde es einen Knopf geben, um das Jahr zu löschen und somit alles ungeschehen machen, ich würde keine Sekunde überlegen und ihn sofort drücken.

In einer Gruppe von acht Kollegen stehen wir vor der Dienststelle und zählen die letzten Sekunden rückwärts. Dann ist soweit. Die Feuerwerkskörper schießen in die Höhe und von überall her hört man Jubel. So richtig freuen kann ich mich nicht. Zu viel ist passiert im vergangenen Jahr.

„Komm schnell. Einsatz! Ein Randalierer am Bahnhof!“, ruft mir ein Kollege zu und klimpert dabei nervös mit dem Autoschlüssel.

So ist es. Man hat nie wirklich Zeit seine Gedanken zu ordnen und abzuschließen. Von null auf hundert. Von einer Sekunde zur anderen Vollgas und hundertprozentige Konzentration. Gerade wollte ich noch einen letzten gedanklichen Rückblick auf das schreckliche Jahr 2007 werfen. Ich hatte mich gerade in eine zurück gezogene Stimmung versetzt und in die bunten Lichter am Himmelkörper geschaut. Doch das interessiert den stadtbekanntesten Betrunkenen nicht. Er randaliert kräftig weiter, bis wir schließlich am Einsatzort mit Unterstützung von zwei weiteren Streifen sind. Er steht lachend vor uns und meint:

„Man, ihr Bullen seit doch alles Feiglinge. Kommt jedes Mal zu sechst, anstatt Mann gegen Mann zu kämpfen.“

Ich fasse diese Dreistigkeit gar nicht und schüttele nur schwermütig meinen Kopf. Bevor ich etwas sagen kann stellt sich ein Kollege, der Ehemann und Vater eines einjährigen Sohnes ist, schützend vor mich und entgegnet dem Betrunkenen:

„Mag sein das wir Feiglinge sind. Aber ich komme lieber zu sechst und weiß, dass ich nach der Nachtschicht wieder gesund zu meiner Familie nach Hause kann.“

Wie Recht er doch hat.

Ich lernte 2007 meine Gesundheit und mein Leben schätzen. Ein tragischer Unfall zweier Kollegen meiner Dienststelle hat mich endgültig aufwachen lassen. Ich blicke zur Mitte des Jahres zurück. Ein Datum und eine Geschichte haben sich auf ewig in meinen Kopf eingebrannt:

Donnerstag, der 25. Juli 2007, 10:30 Uhr

In der äußersten rechten Ecke meines Bettes liege ich zusammen gerollt und werde langsam wach. Tief und fest habe ich geschlafen. So fest, dass ich nicht mal mehr weiß, was oder ob ich überhaupt geträumt habe. Das wird ein guter Tag, denke ich mir. 25 Grad sind gemeldet und die Sonne scheint bereits jetzt schon zwischen den zugezogenen Vorhängen hindurch, mit denen ich mir künstlich Nacht geschaffen habe. Im Kopf bereite ich schon meinen Tagesablauf vor, obwohl ich noch nicht einmal die Augen geöffnet habe und immer noch vor mir hinschlummere.

„Ich werde heute an den See fahren.“, so meine ersten Worte.

Aus meinem Wohnzimmer höre ich mein Handy läuten. Ich bin noch viel zu träge und nicht bereit für ein morgendliches Hallo. Das Handy hört ewig nicht auf zu klingeln.

„Da ist aber wieder jemand wichtig.“, murmle ich schlaftrunken vor mich hin.

Ich strecke mich einmal kräftig und stehe auf.

Am Telefon angekommen, hört es natürlich auf zu läuten. Keine Nummer hinterlassen. Wer ruft mich um diese Zeit an und lässt es so lang klingeln? Ich gähne kräftig, strecke mich erneut und verschwinde unter die morgendliche Dusche.

Es dauert keine fünf Minuten, da höre ich neben dem Rauschen des Wassers wieder mein Telefon. Jetzt reicht es mir aber. Ich will wissen was hier los ist. Auch diesmal habe ich kein Glück. Ich brauche viel zu lang von der Dusche bis zum Wohnzimmer. Wieder ist das Handy still und ich habe erneut keine Nummer für den Rückruf. Ich habe nicht mal Zeit mich darüber zu ärgern, denn klingelt es wieder. Gespannt, aber gut gelaunt drücke ich auf die grüne Taste:

„Ja hallo?“

„Hey. Hast du es schon gehört? Weißt du Bescheid? Weißt du wer es war?“, es war ein Kollege meiner Dienststelle.

„Nein, was meinst du? Wovon redest du überhaupt?“

Seine Stimmlage und die besorgten Fragen machen mich stutzig. Ich habe Angst vor seiner Antwort. Er sagt mir nicht mehr, als dass zwei Kollegen meiner Dienststelle verunglückt sind. Es würde überall im Radio laufen.

Mein Herz bleibt stehen. Ich bekomme keine Luft mehr. Ich fasse mir mit der rechten Hand an den Hals und hoffe so wieder zu Atem zu kommen. Ich sinke zusammen. In meinem Kopf lasse ich in Sekundenbruchteilen die Gesichter meiner Kollegen abspielen. Ohne mich zu verabschieden beende ich das Telefonat und rufe eine Kollegin meiner Dienststelle an. Wer ist es? Hunderte Male sage ich diese Frage vor mich hin, während ich das Telefon fest ans Ohr presse. Ich zittere.

Es scheint mir eine Ewigkeit zu klingeln. Und immer wieder die Frage: Wer ist es? Wer hatte gestern Dienst? Spontan fallen mir zehn Kollegen ein und keinen möchte ich verlieren.

„Nimm endlich ab!“, schreie ich wütend ins Telefon.

Endlich geht sie ran. Auch sie tastet sich mit zitternder Stimme an die Antwort meiner Frage: „Du weißt es noch nicht?“

Ich bin kurz davor einfach los zu schreien. Die Anspannung ist unbeschreiblich. Ich habe das Gefühl zu ersticken.

„Matthias ist tot. Alexander schwebt in Lebensgefahr. Beide wurden von einer S-Bahn erfasst!“

Ein imaginärer Speer kommt von Weiten angeflogen und schießt mir genau durchs Herz. Verwundet sacke ich nach unten und ich kann wieder nicht mehr, als einfach auflegen. Ersticken ist kein Ausdruck mehr. Die Tränen habe ich nicht mehr unter Kontrolle. Ich schmeiße das Telefon in die andere Ecke des Zimmers, ganz egal ob es dabei kaputt gehen könnte. Ich schreie einmal laut auf und gehe endgültig auf die Knie. Meine rechte Hand greift zu meinem Herzen, als wollte ich es schützen. So schwer hat es sich noch nie angefühlt. Dieser Speer hat mich stark verwundet. Es schmerzt. Ich weiß nicht wo hin damit. Ich kralle mich an meine Sachen, an Möbelstücke, alles was greifbar ist. Schließlich falle ich ganz zusammen und liege wimmernd auf dem kalten Parkettboden. Alles ist auf einmal anders. Der Tag ist nicht mehr so schön, wie er anfangs für mich war. Die Sonne wirkt erdrückend und nervig. Die lachenden Kinder vor meinem Fenster lassen mich merken, dass das Leben da draußen einfach weiter geht. Ich will einfach nur hier liegen. Ich habe das Gefühl in eine andere Welt einzutauchen, um Jahre gealtert zu sein.

„Sag mir warum?“, so meine spärliche Frage, die ich mir selbst stelle.

„Nein, das kann nicht sein!“, versuche ich mir immer und immer wieder einzureden.

Ich liege die nächsten zwanzig Minuten bewegungslos und schluchzend auf dem Fußboden. Plötzlich kommt mir ein Gedanke. Als ich vorletzte Nacht mit dem Streifenwagen an einer Kreuzung hielt, bog Alexander zeitgleich in die Straße ein. Anstatt an mir wie sonst vorbei zu fahren, verlangsamte er das Tempo und winkte mir zu. Ich wunderte mich über diese Geste, aber ich winkte zurück. Komisch. Als er ob er mir damit sagen wollte: Machs gut. Wir sehen uns jetzt erstmal eine Weile nicht mehr. Ich weiß, dass das Blödsinn ist. Niemand konnte so etwas nur annähernd erahnen. Aber wenn ich gestern Nacht gearbeitet hätte und zusammen mit den beiden an den Einsatzort gefahren wäre, vielleicht wäre es gar nicht passiert? Ich hätte den Zug bestimmt gesehen und ihnen zurufen können. Vorsicht Matthias! Vorsicht Alex! Ich könnte mich selbst ohrfeigen für diese Gedanken und Vorwürfe.

Am liebsten möchte ich sofort auf die Dienststelle fahren. Einfach dabei sein. Helfen. Vielleicht kann ich es dann besser glauben oder gar ungeschehen machen?

„Meinst du, dass wir nicht fehl am Platze wären?“, so die Antwort vieler betroffener Kollegen. Und sie haben Recht. Wir wären mit großer Sicherheit fehl am Platz. Würden vielleicht sogar neugierig und heuchlerisch rüber kommen. Deswegen bleibt mir nichts anderes übrig als zu warten.

Freitag, der 27.07.2007, 11:20 Uhr, Spätschicht

Endlich ist soweit. Ich setze mich in mein Auto und fahre Richtung Dienststelle. Der Weg kommt mir heute ewig vor. Ich sehe furchtbar aus. Mein Rückspiegel zeigt, dass ich bleich bin und tiefe

Augenringe habe. Und noch etwas ist anders. Meine Augen. Sie sehen irgendwie anders aus.

In der Dienststelle scheinen auf einmal alle Tränen aufgebraucht. Ich habe Angst, meine Trauer und Anteilnahme nicht zeigen zu können. Ich öffne die sperrige Tür und gehe den langen abgedunkelten Gang entlang. Es ist ruhig, obwohl alle Streifenwägen vor der Dienststelle stehen.

Ich bin keine drei Sekunden im Aufenthaltsraum, als mir wie am Tag zuvor die Luft weg bleibt. Ich kann wieder nicht atmen und wieder sticht mein Herz. Ich schaue in die Runde und erkenne in den Gesichtern der Kollegen die gleiche Hilflosigkeit. Um mich wird sich herzlich gekümmert und ich fühle mich verstanden.

Beim späteren „Warm Up“ bekomme ich die lang ersehnten Hintergrundinformationen. Aber die Tatsache, dass ich nicht mehr tun kann, als auf die Beerdigung von Matthias zu warten und das ich Alex im Krankenhaus noch nicht besuchen darf, bringt mich fast zum Explodieren. Zum ersten Mal wird mir bewusst, wie schwer es für die Angehörigen der Beiden sein muss. Für mich sind die Beiden „nur“ Kollegen, mit denen man gelegentlich ein Schwätzchen gehalten hat oder den ein oder anderen Einsatz gefahren ist. Zu keinem von beiden hatte ich eine private Bindung. Und dennoch. Es hat mich aus allen Ankern gerissen. Gleichzeitig versuche ich mir vorzustellen, wie es sein muss, jemanden zu verlieren, der mir nahe steht. Diese Vorstellung kann ich nicht in Worte fassen.

Der erste Einsatz 15:35 Uhr

Schonung gibt es nicht. Ich bin in tiefen Gedanken und meide es in die Nähe der Unglücksstelle zu kommen. Viel sagen tue ich nicht. Ich bin Beifahrerin und schaue aus dem Fenster, ohne den Worten

meines Streifenpartners zu folgen. Bei einer Frage nicke ich nur oder gebe ihm zumindest das Gefühl körperlich anwesend zu sein. Die Einsatzzentrale schickt uns zu einem Unfall mit Verletzten. Am Einsatzort finden wir einen etwa zwölfjährigen Jungen vor, der mit seinem Fahrrad gestürzt ist und sich nur das Knie aufgeschürft hat. Hysterisch rennt uns seine Mutter entgegen und verlangt nach einem Rettungswagen. Noch immer bin ich nicht bei der Sache. Irgendwann regt mich die aufgewühlte Mutter so auf, dass ich versuche in Form eines ernstesten Gesprächsansatzes zu erklären, dass es schlimmere Dinge gibt, als ein aufgeschürftes Knie. Dabei denke ich an Alexander, der gerade auf der Intensivstation liegt und um sein Leben kämpft. Ich ringe mit den Tränen. Einsicht oder Verständnis wird mir nicht entgegen gebracht. Ich bin nicht stark genug, um diesen Tag und die Schicht zu überstehen. Die Arbeit nimmt mir mein Kollege ab und ich darf im Auto auf ihn warten. Irgendwann später führen wir eine allgemeine Verkehrskontrolle durch. Ein erneuter Versuch, sich abzulenken. Bevor ich irgendwas sagen kann steigt der wütende Verkehrsteilnehmer Tür knallend aus seinem Auto und schreit: „Mit welchem Recht halten Sie mich eigentlich an?“ Ich bin perplex. Bei jeder dreißigsten Verkehrskontrolle besteht die Möglichkeit auf einen genervten und unfreundlichen Verkehrsteilnehmer zu treffen. Aber warum gerade heute, wo ich doch nicht stark genug bin. „Ihr verfolgt mich doch!“, dabei streckt er mir einen Strafzettel entgegen. Ich versuche souverän zu bleiben. Ich nehme ihm den Strafzettel ab und kann mich in der nächsten Sekunde kaum noch auf den Beinen halten. Ich lese den Nachnamen von Matthias. Er hat ihn

ausgestellt. Eine Nacht vor dem tragischen Unfall. Halte ich gerade seinen letzten Strafzettel in der Hand?

„Ich will sofort den Kollegen sprechen, der mir diesen Strafzettel ausgestellt hat! Hören Sie mir überhaupt noch zu? Hallo?“, so der aufgebrachte Bürger.

Wild fuchtelnd steht er vor mir. Doch ich bin eigentlich gar nicht mehr da. Ich schaue durch den Strafzettel hindurch und fühle mich wie in Trance. Irgendwann sage ich ihm, dass es diesen Kollegen nicht mehr gibt. Er ist vor zwei Nächten gestorben.

Es gibt eine kurze Pause und ein großes Fragezeichen in seinem Gesicht, aber kurz danach ist er wieder in seinem Element: „Na und! Deswegen verfolgen Sie mich trotzdem!“

Das war's? Kein Anzeichen von Mitgefühl? Kennt er die Situationen nicht, wo man einfach den Mund halten sollte? Diese Rücksichtslosigkeit halt ich nicht aus. Ich bin zu verletzlich. Mir bleiben nur zwei Möglichkeiten. Entweder losheulen und vor ihm zusammen brechen oder ihm sofort an die Gurgel springen und ihn dabei ins Gesicht schreien: „Weißt du eigentlich, was ich in den letzten Tagen durchgemacht habe?“

Ich breche die Verkehrskontrolle und später die Spätschicht mit dem Einverständnis meines Dienstgruppenleiters ab. Mit den Schultern nach unten hängend schlürfe ich zum Parkplatz. Die zwanzigminütige Fahrt nach Hause weine ich bitterlich.

In den nächsten Tagen denke ich über vieles nach. Mich erschreckt einfach diese Härte in unserem Beruf. Wir erleben Tag täglich Dinge, die uns um Monate altern lassen. Ein Verstorbener dort, das Elend einer Familie da. Und jedes Mal gehen wir nach der Schicht nach Hause und müssen einen Weg finden, das ganze irgendwie zu verarbeiten. Uns fragt niemand, ob wir ein „KIT“

(Kriseninterventionsteam) brauchen, die so oft bestellt werden, bei Trauersituationen. Nur der Kollege fragt einen, ob alles klar ist.

Früher fragten mich Freunde, „Ist der Polizeiberuf nicht wahnsinnig gefährlich? Hast du keine Angst?“

Ich antwortete immer ganz cool, „Nö, macht doch Spaß. Ich brauche die Action!“

Heute würde ich anders antworten. „Ja es ist gefährlich und ja, ich habe Angst. Jeden Tag!“

Ich denke darüber nach, vielleicht nicht ewig zu leben. Die Welt schon früher als geplant zu verlassen, wegen irgendeinem unvorhersehbaren Ereignis. Sei es ein Verkehrsunfall, eine Krankheit oder nur eine vermeidbare Fahrlässigkeit, wie bei Matthias und Alexander.

Mich erschreckt die Tatsache, dass ich mit 21 Jahren bereits meine Beerdigung vollständig durch geplant habe.

Freitag, der 03.08.2007, die Beerdigung

Nun stehe ich hier, eingereiht hinter einer Schar von Kollegen. Die Trauerzeremonie ist vorbei. Die Glocken der Kirche erklingen und die Sonne scheint nur für dich Matthias. Ein schwarz gekleidetes Grüppchen tritt aus der Kirche. Und nun ist es real; ich sehe die Urne, wie sie wenige Meter entfernt an mir vorbei getragen wird. Auf dem ganzen Friedhof hört man leises Wimmern.

Es ist soweit. Zeit Abschied zu nehmen. Ein letzter Griff an die Schirmmütze aller Kollegen gleichzeitig ergibt ein seltsames Bild. Wie reihen uns alle ein und schreiten langsam nach vorn. Jeder einzelne will noch etwas zu ihm sagen. Von Schritt zu Schritt spüre ich einen Widerstand. Wieder ist dieser erdrückende Schmerz in der linken Brusthälfte da. Doch irgendwann ist es soweit. Hier stehe ich nun. Vielleicht ein Meter von dir entfernt, lieber Matthias.

„Wir werden uns wieder sehen.“, so meine letzten Worte an ihn.

Acht Wochen später

Mitten in der Nacht wache ich auf. Ich habe von einem Gedicht geträumt. Die Sätze sind noch immer in meinem Kopf. Ich schalte sofort das Licht ein, nehme mir Zettel und Stift und fange an zu schreiben:

*Mein Herz ist so schwer.
Es scheint mit Gewichten bestückt,
die mich schmerzlich nach unten reißen.
Die Zeit bleibt stehen.
Bin ich doch nicht der einzige Mensch
der Trauer ertragen muss.
Geh nicht dorthin, wohin ich dir nicht folgen kann.
Tod lass mich jetzt endlich in Ruhe.
Gib mir etwas Zeit, damit ich mich erholen kann.*

Schon komisch, dass mir diese schönen und traurigen Worte mitten in der Nacht einfallen.

Der nächste Tag in der Arbeit bringt eine der schönsten Nachrichten mit sich. Alexander ist aus seinem Koma erwacht und man darf ihn ab sofort besuchen. Endlich kann ich mich davon überzeugen, dass er überlebt hat. Seit er weg ist, ist es so ruhig hier. Die Routine ist auf der Dienststelle schon längst wieder eingekehrt. Erschreckend! Irgendwann ist es soweit. Ich stehe in aller Früh auf und fahre ins Krankenhaus. So gespannt und aufgeregt war ich zuletzt an meinem ersten Schultag. Ich freue mich auf ihn, auch wenn ich Angst davor

habe, auch bei ihm eine Veränderung festzustellen. Alexander, der mir immer so stark vorkam.

An der Information frage ich nach seinem Zimmer.

„Sie müssen in den dritten Stock. Dann den Gang rechts hinter Station 21. Das Zimmer 711.“, so die Information des netten Mannes hinter der Glasscheibe.

Der Fahrstuhl fährt langsam nach oben. Ich steige aus und finde ohne Probleme das Zimmer. Ich frage noch kurz die Stationsschwester, ob ich denn überhaupt rein darf. Mit ihrem Okay öffne ich die Tür ganz langsam.

„Hey“, so meine kurze Antwort am Morgen.

„Hey“, auch ihm scheint nicht viel mehr einzufallen.

„Schön dich zu sehen“, mir fällt ein Stein vom Herzen. Er lebt!

Mit einem dicken Kloß im Hals gehe ich auf ihn zu und setze mich auf den Holzstuhl neben seinem Bett. Er sieht zerbrechlich aus. Seine Stimme ist ganz dünn und die Augen, so traurig. So leer. Von der körperlichen Stärke ist nichts mehr zu sehen und ich muss viermal hinschauen, um es wirklich zu glauben. Ihn hatte ich immer gebeten zu helfen, wenn meine Kraft nicht ausgereicht hat. Beispielsweise bei einem schweren Kochtopf in der Nachtschicht.

Nach einigen Sätzen zwischen uns, erkenne ich, dass die geistige Stärke immer noch da ist. Ich bin fest davon überzeugt, dass er mir in ein paar Monaten wieder helfen wird, den schweren Kochtopf in den Ofen zu kriegen. Ich drücke zum Abschied fest seine Hand und verlasse das Krankenhaus. Ich fühle mich leicht, aber auch erschöpft. Auf dem Heimweg schaue ich noch mal in den Rückspiegel und nun erkenne ich die Veränderung in meinem Gesicht. Es sind die Augen. Sie habe viel gesehen in der letzten Zeit. Zu viel!